

Zum Glück nicht nur Klezmer satt

Breites Programm-Spektrum bei der 10. Jiddischen Musik- und Theaterwoche

Sprachen sind wie jeder lebendige Organismus evolutionären Prozessen unterworfen. Als der aus dem polnischen Rohatyn stammende Student Jechiel Fischer am Deutschen Seminar der Universität Heidelberg an einer der ersten und letzten großen Arbeiten über das Jiddische schrieb, war er wenig optimistisch, was die Zukunft der Sprache anging. Erst 1973, als der Autor als Jechiel Bin-Nun in Haifa lebte, veröffentlichte er das 1935 vollendete Manuskript. Das Westjiddische war in den 30ern schon fast ganz erloschen, in Osteuropa sah Fischer massive Assimilierungstendenzen. Nur dort, wo das Jiddische eine ideologische Funktion erfüllte (in der Arbeiterbewegung, im Hassidismus, im Bolschewismus), genoss die Sprache einen künstlichen Schutz. Für das Kolonialjiddisch insbesondere in Nordamerika schloss Bin-Nun, "dass in einigen Generationen das Jiddische bei der Masse der Juden dort sein Ende erreicht haben wird." Hitlers "Endlösung" und Stalins "Säuberungen" erfüllten Bin-Nuns Vorhersage in radikaler Weise.

Der Rest ist Folklore, man lasse sich von künstlich zum Leben erweckten Klezmer-Workshops und sonstigen Entertainment-Happenings nicht täuschen. Insofern möchte und sollte man Bryna Wassermann, der künstlerischen Leiterin des Jiddischen Theaters Montreal, das jetzt bei der 10. Jiddischen Musik- und Theaterwoche ein Gastspiel im TJG gab, schon heftig widersprechen, wenn sie meint, mit der vom Ensemble gezeigten Art von Folklore-Theater könne die jiddische Sprache lebendig gehalten werden. Gezeigt wurde das Stück "Those were the Days", ein Musical, das am Broadway produziert wurde und manche Auszeichnung erhielt. Man fragt sich, warum. Die Inszenierung war derart altbacken und bieder, dass viele Schüler lieber auf das Display ihres Handys blickten, als dieser idealisierten Sicht auf die Welt des osteuropäischen Sschetls übermäßig Aufmerksamkeit zu schenken. Gut, Musicals sind - das liegt im Genre - nun mal keine kritischen Sozialstücke, sondern erzählen meist Geschichten, die dem Kitschreim "Herz und Schmerz" verpflichtet sind. Aber dass man u.a. jiddische Witze spielt, die im Niveau sogar noch diverse flache deutsche Comedy-Shows unterschreiten und für die wirklich gute, weil bissige jüdische Komiker sich zutiefst schämen würden, muss nicht sein. Wenn man will, dass Jiddisch Relevanz und Zukunft im Alltag haben soll, dann, liebe Leute, habt die Chuzpe und rappt auf Jiddisch, frönt dem Hiphop in dieser Sprache, spielt jiddische Theaterdramen mit Zeitbezug, führt eine reale Welt vor, in der Juden normale Menschen sind, also auf Techno abfahren, auch mal Ekstasy nehmen und es mit Religion halten wie das Gros ihrer deutschen Altersgenossen - maßvoll, eigentlich in der Regel nur an Feiertagen.

Immerhin, das 10. Jiddische Musik- und Theaterfestival versuchte dies in Ansätzen. Es gab ein Gespräch, in dem Sprachforscher und jiddische Muttersprachler sich über die Zukunft des Festivals Gedanken machten. Auch sonst gelang den Organisatoren halbwegs der zugegeben schwierige Spagat, einerseits die Wünsche der Traditionalisten und Multikulti-Verfechter zu erfüllen, andererseits aber nicht nur auf schmalzig-kitschige Folklore und

Heile-Schtetl-Welt-Beschwörung zu setzen. Einerseits gab es also Klezmer satt (für viele ja der auserwählte Folk) und literarische oder theatralische Auseinandersetzungen mit dem Holocaust, andererseits aber auch Stücke, die nicht vorrangig die Ethno-Schiene und Gedächtniskultur bedienen.

Der Zuspruch der Dresdner war erfreulich gut. Die Veranstalter konnten sich nach einer vorsichtigen Schätzung Michael Rockstrohs - der das Programm mit Festivalgründer Detlef Hutschenreuther und in Absprache mit einem heterogen zusammengesetzten Kuratorium organisierte - über 2500 bis 3000 Besucher freuen, "deutlich mehr" als in den Vorjahren. Und das ohne Führungen und den Tag der offenen Tür in der jüdischen Gemeinde, der, wie Rockstroh hofft, möglicherweise geholfen hat, Berührungängste gegenüber der Synagoge als Veranstaltungsort abzubauen. Insofern haben die Initiatoren und Veranstalter gute Arbeit geleistet, die an dieser Stelle auch ausdrücklich anerkannt werden soll, denn das Festival ist zweifelsohne eine wichtige Bereicherung im Kulturleben der Stadt. "Das Feedback war gut", teilte Rockstroh mit. Er freut sich, dass es "mittlerweile ein Stammpublikum gibt, das sich auskennt". Rund 15 ehrenamtliche Helfer hätten dafür gesorgt, dass alles glatt über die Bühne ging. Am besten laufe "alles mit Musik", verriet Rockstroh. Ganz schwer hätten es Lesungen, aber er wolle nicht nur auf Selbstläufer setzen, sondern mit dem von der Stadt zur Verfügung gestellten Mitteln - das Rocktheater e.V. als Veranstalter bekam 20 000 Euro Projektförderung - ein breites, umfassendes Spektrum an jiddischer Kultur vermitteln.

"Methusalem oder gibt es ein Leben vor dem Tod" - zu sehen im Societätstheater - war beispielsweise Volkstheater vom Feinsten, zwar angelehnt an eine Erzählung des großen jiddischen Dichters Scholem Alejchem, aber bis heute von Relevanz. Es ging um einen frisch verstorbenen Mann, der von einer Frau, die einem (Bestattungs-)Gewerbe nachgeht, "das aus menschlichen Totalverlusten seinen Gewinn zieht", verlangt, dass der Inhalt der Trauerrede über ihn geändert wird, dass die Wahrheit Anerkennung findet. Bettina Schubert und Burkhard Seidemann vom einstigen Hackeschen Hof-Theater in Berlin spielten in diesem bizarren Gedankenspiel rund um den Tod grandios auf und wurden zu Recht mit viel Beifall bedacht. Eine Wucht war auch der Auftritt von Ruth Levin und Avishia Fisz aus Jerusalem, die in dem Programm "Di Bloye Katz" zwei 1935 nach Israel gekommene Kabarett-Stars darstellten, die jiddische Theater- und Kabarettlieder zu Gehör bringen. Sie agierten in einer schon damals aus der Mode gekommenen, aus der guten alten Stummfilmzeit stammenden übertriebenen Körperhaltung, spielten himmlisch (selbst-)ironisch mit dem Snobismus polnisch-jüdischer Pseudointellektueller und Künstler, die wahrscheinlich aus jedem Kibbuz wegen ihrer linken Hände hinausgeworfen worden wären. Die Ansagen kommen in einem gebrochenen Englisch! Tja, schon damals war Jiddisch in Israel nicht mehr Volkssprache.

Ob das Rocktheater im nächsten Jahr wieder mit Fördermitteln der Stadt aktiv werden kann, steht noch nicht fest. Der Kulturausschuss will bis zum Jahresende entscheiden, ob das Festival 2007 erstmals ausgeschrieben wird, wie Kulturamtsleiter Manfred Wiemer sagte. Am Dienstag wird das Kulturamt dem Ausschuss über Inhalt und Management des diesjährigen Festivals Bericht erstatten. Christian Ruf